

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 244

Artikel: "Ich warte auf den Sechser im Lotto"
Autor: Zwingli, Urs-Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«ICH WARTETE
AUF DEN SECHSER
IM LOTTO»

Als sie eine junge Frau ist,
hören Ineke Lambinons
Nieren auf zu funktionieren.

In den Jahren, in denen
sie auf ein rettendes Spender-
organ warten muss, bestimmt
eine kühlschrankgrosse
Maschine über ihr Leben.

von Urs-Peter Zwingli



WARTEN, WARTEN, WARTEN

Jahrelang hat Ineke Lambinon von der Hoffnung gezehrt. Jedesmal wenn das Telefon läutete, war irgendwo in ihrem Kopf der Gedanke: «Jetzt, vielleicht haben sie eine Niere für mich.» Dann aber meistens: Nichts, ein banaler Anruf, wie ihn der Alltag ständig mit sich bringt.

Dieses Leben in Alarmbereitschaft – denn wenn endlich die passende Niere da ist, muss es schnell gehen – auch in der Nacht und den Ferien, «das war heavy», sagt Ineke Lambinon. Die 54-jährige Niederländerin, die seit 1982 in der Ostschweiz lebt, hat im vergangenen November ihre dritte Spenderniere transplantiert bekommen. Seit über 20 Jahren hat sie mit Unterbrüchen immer wieder auf ein Organ warten müssen, insgesamt über sieben Jahre. Die erste Niere, die ihre Mutter für sie gespendet hatte, stiess Lambinons Körper im März 1993 bereits nach wenigen Stunden wieder ab. Bis eine weitere Niere – dieses Mal von einem unbekannten, toten Spender – verfügbar war, wurde es Sommer 1997.

Dazwischen vier Jahre, in denen das Leben etwas von einem Provisorium hat. «Ich habe mir früher immer gesagt, ich werde wohl kaum 50 Jahre alt. Das immerhin habe ich doch geschafft», sagt Lambinon und lacht. «Vielleicht werde ich halt nicht 80 Jahre alt, aber das ist heute okay für mich.» Das lange Warten habe sie gelassener gemacht: «Ich lebe bewusster und mehr im Moment. Haben Sie bemerkt, wie schön heute die Sonne scheint? Wissen Sie, wie viel es wert ist, überall hinzugehen, ohne planen zu müssen?»

Hoffen auf das Leben, warten bis in den Tod

Denn jahrelang war Lambinons Lebensrhythmus – und der ihres Mannes Fred – bestimmt von einer zermürbenden Prozedur namens Dialyse, bekannt auch als «Blutwäsche»: Ein Mensch ohne funktionierende Nieren muss drei Mal pro Woche für vier bis fünf Stunden an eine knapp kühlstrangkrosse Maschine angehängt werden. Diese übernimmt die Aufgaben der Nieren, filtert das Blut und scheidet verbrauchte, giftig gewordene Nährstoffe aus. Auch hier wieder: warten. In einem Raum voller geschwächter Menschen, die auch an der lebenserhaltenden Maschine hängen, einige todkrank, alle wären sie lieber nicht hier. Das drückt auf die Stimmung, nett geplaudert zum Zeitvertrieb wird in diesen Räumen nicht. «Strapazios, aber auch ganz einfach langweilig», sagt Lambinon, sei die Atmosphäre gewesen.

Dazu kommt, dass die Dialyse zwar entgiftet, aber unangenehme Nebenwirkungen hat. Da der nierenkranke Körper praktisch keinen Urin mehr ausscheidet, muss jeder Tropfen mit anderen Mitteln abgeführt werden. So verliert der Patient während der Dialyse zwei bis vier Kilogramm Körperflüssigkeit. Eine Belastung für den Kreislauf, die Folge sind oft starke Kopfschmerzen und Müdigkeit. Und das drei Mal pro Woche, ohne Ausnahme. Das hängt an, kombiniert mit diesem jahrelangen Warten mit offenem Ende. «Es frisst Energie», sagt Lambinon. «Vor allem im Kopf.»

Dieses Schicksal teilen derzeit etwa 1400 Menschen in der Schweiz: Sie warten auf ein Organ, auf unbestimmte Zeit. Für viele endet dieses Warten in einer Sackgasse: Laut Swisstransplant, der Schweizerischen Nationalen Stiftung für Organspende und Transplantation, starben 2014 im Schnitt wöchentlich zwei Menschen, die vergeblich gewartet hatten. Insbesondere jene, die ein Herz, eine Lunge oder eine Leber brauchen, sind betroffen. Die obige Zahl der

Patienten auf der Warteliste stieg innerhalb eines Jahres um 7,5 Prozent an. In der Schweiz herrscht also akute Organknappheit. Die Bereitschaft zu spenden, ist hier im Vergleich tief: Die Nachbarländer Frankreich, Italien und Österreich weisen derzeit eine mehr als doppelt so hohe Spenderquote auf wie die Schweiz.

Das beschäftigt auch die Politik. Im März hat nach dem Ständerat auch der Nationalrat die Widerspruchslösung, also die automatische Organspende, abgelehnt. Gemäss dieser, die in Österreich seit 30 Jahren gilt, wäre jeder Mensch nach seinem Tod Organspender – es sei denn, er spricht sich zu Lebzeiten dagegen aus. Angehörige haben dabei zwar ein Vetorecht, nur 10 bis 15 Prozent machen aber davon Gebrauch. In der Schweiz bleibt es bei der Zustimmungslösung: Organspender ist nur, wer diesen Willen gegenüber Angehörigen äussert oder einen Spendeausweis hat.

«Europaweite Umfragen zeigen, dass viele Menschen nie darüber nachdenken, ob sie Organspender sein wollen – denn das würde beinhalten, dass man sich mit dem eigenen Tod auseinandersetzt», sagt Wolfgang Ender, Koordinator am Transplantationszentrum des Kantonsspital St.Gallen (KSSG). Ender ist Vorarlberger. Er sagt, dass die Organspende in Österreich gesellschaftlich und medial seit Jahren einen grösseren Stellenwert habe als in der Schweiz. «Hier ist sie für viele ein Tabuthema. Wenn ein Patient stirbt oder in einem Zustand auf der Intensivstation liegt, bei dem eine Heilung nicht mehr möglich ist und unmittelbar mit dem Tod zu rechnen ist, fragen wir die Angehörigen, was der Patient zu einer möglichen Organspende gesagt hat.» In neun von zehn Fällen sei die Antwort: «Darüber haben wir nie miteinander geredet.»

Eine Ahnung von Angst

Wer auf eine Niere wartet, stirbt sehr viel seltener, als jene, die ein Herz, eine Lunge oder eine Leber brauchen. «Das Warten wurde für mich nie zur Todesangst», sagt denn auch Lambinon. Geholfen habe dabei ihr medizinisches Wissen, das sie als Laborantin hat. Zu arbeiten hat sie, trotz ihrer Krankheit, nie aufgehört. Ihr Mann Fred, 68-jährig, wirft ein: «Aber zuzusehen, wie du schwächer und leichter wurdest, war nicht schön.» Die Zeit des Wartens habe an ihm ebenso gezehrt. «Es war aber eher eine Ahnung von Angst, die ich hatte.»

Auch Fred stammt aus den Niederlanden. Kennen gelernt hatten sich die beiden in den 80er-Jahren in der Schweiz, wo sie im gleichen Spital arbeiteten. «Seine Unterstützung war wichtig. Allein wäre das Warten viel länger geworden», sagt Ineke Lambinon. Aber natürlich sei sie manchmal verzweifelt, habe mit dem Schicksal gehadert und gefragt: «Wieso ich?!» Etwa, als sie als junge Frau die Diagnose Schrumpfniere erhielt. Oder als ihr Körper 2011 auch die zweite Spenderniere, die ihr 1997 transplantiert worden war, abstiess. Ungewöhnlich ist das nicht: Die wenigsten Spendernieren halten ein Leben lang. Von jenen, die wie in diesem Fall von Verstorbenen stammen, funktioniert im Schnitt nach 15 Jahren noch die Hälfte.

«Das zweite Mal, dass ich keine funktionierende Niere mehr hatte, war viel härter als das erste Mal. Ich wusste ja schon genau, was mich erwartet. Die Dialyse, das Warten, das Hoffen.» Es sei ein wenig so, als stehe man wieder vor einem Berg, den man überwunden glaubte. Man dürfe diesen Frust nicht in sich hineinfressen. «Ich habe immer viel darüber geredet», sagt Lambinon. Sie sei ein gesprächiger Mensch,

WARTEN, WARTEN, WARTEN

das Reden ihre Therapie – und ein Weg, das elende Warten zu verkürzen.

Aber wie verkürzt man die Ewigkeit?

Denn nachdem ihr Körper auch die zweite Niere abgestossen hatte, schien es, als würde das Warten Ineke Lambinons Schicksal bleiben bis zum Tod. Wegen der zwei fremden Nieren befanden sich in ihrem Blut ungewöhnlich viele Antikörper. Beim sowieso knappen Angebot von Spendernieren war die Chance darum klein, eine zu finden, die von Lambinons Immunabwehr akzeptiert wird. «Nach 2011 wartete ich auf einen Sechser im Lotto», sagt sie. «Aufgegeben habe ich nie. Aber manchmal dachte ich, dass ich nun halt für den Rest meines Lebens zur Dialyse muss.»

Organ-Altruisten gibt es kaum

Da ein gesunder Mensch zwei Nieren hat, kann er eine davon hergeben und weiterleben. «Ich hätte Ineke von Anfang an eine Niere gespendet, das ging aber nicht», sagt Fred. Sein Gewebe ist nicht mit ihrem kompatibel.

Lebendspenden bekommen Kranke in der Regel von Verwandten oder Freunden. So genannte altruistische Nierenspenden, die ihre Niere für Fremde spenden, gibt es zwar auch – sie sind aber äusserst selten: Am Transplantationszentrum des KSSG melden sich jährlich gerade mal zwei bis drei Organ-Altruisten. Ob sie als Spender geeignet sind, zeigt dann ein umfangreicher Check. Gleichzeitig betreut das St.Galler Zentrum – eines von sieben in der Schweiz – rund 60 Patienten, die auf eine Niere warten, im Schnitt etwa zweieinhalb Jahre, teils auch viel länger.

Nach dem Verlust der zweiten Spenderniere war das Crossover-System, das in der Schweiz 2011 eingeführt worden war, die letzte Hoffnung für Ineke und Fred. Crossover löst das Problem der Inkompatibilität, also der Gewebestrukturen, die nicht zusammenpassen: Zwei Paare, von denen jeweils jemand krank und jemand zu spenden gewillt ist, tun sich zusammen. Die Nierenspenden erfolgen dann übers

Kreuz (= crossover). Der Vorteil ist, dass so der Pool möglicher Lebendspender deutlich grösser wird, weil die Suche über den Familien- und Freundeskreis ausgedehnt wird.

Als Lambinons im Sommer 2014 den Bescheid erhielten, es gebe ein Geschwisterpaar aus Genf, das passen könnte, spitzte sich das Warten nochmals zu: «Die Abklärungen, ob wir wirklich einen *match* haben, schienen mir endlos», sagt Fred. «Ich dachte: Wieso geht das nicht schneller?» Dann aber die erlösende Nachricht: Es passt.

Im November fuhr Fred nach Genf und spendete einem praktisch unbekannten Mann seine Niere. Ineke erhielt gleichzeitig im Kantonsspital St.Gallen jene einer ebenfalls unbekannten Frau. «Ein paar Tage nach der Operation habe ich sie im Spital getroffen. Wir haben nicht viel geredet, aber ich mochte sie.» Der Bruder der Frau, ein Geschäftsmann, der nun mit Freds Niere lebt, meldete sich kurz vor der Transplantation unverhofft per Telefon. Lambinons wollen im Frühling irgendwann an den Genfersee fahren und die Geschwister treffen, gemeinsam über die neu gewonnene Freiheit reden.

Seit vier Monaten leben Fred und Ineke mit je einer funktionierenden Niere. «Und wir leben gut», sagt Ineke. Zwar muss sie täglich Medikamente nehmen, die die Abwehrreaktion des Körpers gegen das fremde Organ hemmen. Angesichts der Erinnerung an die Tortur der Dialyse aber eine kleine Einschränkung. Gewonnen haben Lambinons mit der Crossover-Spende vor allem eines: Unabhängigkeit, die Freiheit sich zu bewegen, ohne ständig erreichbar zu sein oder die Woche der Dialyse unterordnen zu müssen.

Ineke Lambinon lebt aber weiterhin, wie sie sagt, stark im Moment. «Denn ich weiss, meine Zukunft bleibt unsicher, dieses Warten bleibt ein Teil meines Lebens.» Irgendwann wird ihr Körper auch diese fremde Niere abstossen. Wann genau das ist, weiss niemand.

Urs-Peter Zwingli, 1984, ist Saiten-Redaktor.

Geschter isch es schlimm gsi
Hüt isch es schlimmer
I sitz im Wartzimmer und wart
I hör wie s Tram vorusse dure fahrt
Und i hör d Fuessgänger
I wart jetz scho länger
I ha länger nüt meh ggässe
Und s isch Summer underdesse



